

Auspowern und empowern?

Einblicke in die feministische und queere Sportkultur

Corinna Schmechel

»[I]rgendwie finde ich das auch geil und faszinierend, diese ganze Sache mit dem Körper [...] weil das auch irgendwie is: Wie werde ich wahrgenommen von der Gesellschaft, wer bin ich, ist das wirklich meine Identität oder wie werde ich gelesen, wie werde ich behandelt? Und grade durch dieses Fitness kann man halt n Einfluss auf den Körper nehmen und gleichzeitig ist es aber was, was mich krass abstößt und anwidert, weil es halt einfach Ideale gibt, die einem vorgelebt werden und die man dann irgendwie...ja und ich weiß jetzt nicht, ob [...] wenn ich jetzt sage: Ja ich möchte eigentlich Körperfett verlieren und drahtiger sein – is das dann was, was wo ich mich dann wirklich besser mit fühle und schöner fände und gut wär für mich? Oder is es halt so sehr, dass einfach irgendwelche gesellschaftlichen Erwartungsbilder oder so diese Norm oder so irgendwelche Sachen sich so sehr in mein Gehirn eingefressen haben, dass ich das jetzt total geil finde und das selber so reproduzieren möchte? Und ich find das halt ja...super schwierig.« (Interview Sascha)

»Und da hab ich auch gemerkt, wie ich in diese Falle reintappe, so ›Wuh jetzt bin ich total fiit und jetzt hab ich abgenommen und so‹, fand mich dann auch attraktiver. Aber so von meinem von meinem Anspruch her, find ich das total blöd.« (Interview Alex)

Diese zwei Interview-Auszüge mit Teilnehmenden queerer¹ Fitnesssport-Angebote stammen aus einer ethnografischen Studie zu queerer Fitnesskultur (Schmechel 2022a). In diesen Aussagen zeigt sich ein Begehren danach, hegemonialen Schönheitsnormen zu entsprechen, konkret abzunehmen bzw. Körperfett zu verlieren. Entsprechende körperliche Veränderungen durch (Fitness-)Sport werden als positiv erlebt. Gleichzeitig aber beißt sich dieses positive Selbsterleben mit einem politischen Anspruch und einer Weltanschauung, die dieses Selbsterleben als gesellschaftliche Manipulation in Form von Normen, Idealen und Erwartungen konzipiert. Diese »fressen sich ins Gehirn ein«, nehmen also von außen kommend Einfluss auf das innerliche Denken und Fühlen, sodass diesem positiven Erleben nicht getraut werden kann. Diese Zerrissenheit ist im subkulturell-politischen Feld der queeren Szene, die hier im Fokus der Untersuchung stand, besonders virulent, aber mitnichten auf diese beschränkt. In bürgerlich-akademischen Kreisen ist das darunter liegende Ideal eines autonomen Subjekts, welches sich nicht von äußerlichen Werten und Normen leiten lässt, sondern Körperarbeit² einzig »für sich selbst« verübt (Degele 2004; Villa 2008, 2017), hegemonial.

Körperarbeit als Arbeit am eigenen Körper ist eine Selbsttechnik im Sinne Michel Foucaults, also »gewußte und gewollte Praktik[en] [...], mit denen sich die Menschen [...] selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen, das gewisse ästhetische Werte trägt und gewissen Stilkriterien entspricht« (Foucault 2012: 18). Als solche ist Körperarbeit immer eingebunden in ein gesellschaftliches, kulturelles und auch politisches System aus Werten, Normen und Idealen, wie es das Alltagswissen der zitierten Interviewpartner*innen bereits herausgestellt hat. Dies verdeutlicht zudem, dass Körperarbeit, so individuell, autonom und privat sie mitunter auch erscheinen mag, stets in ein Spannungsfeld von Selbstermächtigung und Normunterwerfung eingebunden ist. Sie ist immer

1 Die Definition von queer wurde rein empirisch gefasst. Es wurden also Angebote untersucht, die sich selbst der queeren Szene zuordnen, sich als kritisch gegenüber Normen von Geschlecht und Sexualität und als »Schutzraum« für geschlechtliche und sexuelle Minderheiten beschreiben. Zur Geschichte des Begriffs und seine verschiedenen Auslegungen siehe Jagose 2001; Perko 2005; Schmechel 2022a: 91ff.

2 Der Begriff Körperarbeit wird hier zur Bezeichnung von unbezahlter Arbeit am eigenen Körper verwendet. Zu dieser und anderen Verwendungen des Begriffs siehe Meuser 2014.

beides zugleich: eine eigenmächtige Handhabung des eigenen Körpers und eine Unterwerfung unter gegebene Normen und Strukturen.³

Es kann uns als soziale Wesen nie egal sein, wie andere uns sehen und wie wir wahrgenommen werden. So beschreibt auch Sascha im oben angeführten Interviewausschnitt, dass das »geil[e] und faszinierend[e]« an der sportiven Formung des eigenen Körpers ist, dass er Einfluss darauf nehmen kann, wie er gelesen und behandelt wird. Mit dieser Eingebundenheit in ein gesellschaftliches und soziales Umfeld ist auch das noch so privat erscheinende Körpergefühl, also das emotionale Verhältnis und Erleben zum und im eigenen Körper, stets politisch. Diverse Studien unterschiedlicher disziplinärer und theoretischer wie methodischer Verortungen verweisen darauf. Bekannte Beispiele sind Pierre Bourdieus Arbeit zu den »feinen Unterschieden«, die ein nach Klassenlage spezifisches Verhältnis der Individuen zu ihrem Körper attestiert (Bourdieu 1987: insbes. 338–354) oder Iris Marion Youngs viel zitierter Essay »Werfen wie ein Mädchen« (Young 1993), welcher die Spezifik eines (modernen, westlichen) weiblichen Körpererlebens herausarbeitet (kritisch dazu Dolezal 2016: 59). Andere Arbeiten beschreiben die Auswirkungen von Ableismus⁴ (vgl. Kremsner/Proyer 2018: 441 f.; Goodley 2011) und Rassismus (vgl. Lorde 2019; Fanon 2016; Kilomba 2008; Young L. 2000) auf das Körper-Selbst-Verhältnis betroffener Individuen.

Aus diesem Grund war und ist das Verhältnis zum eigenen Körper auch ein zentrales Thema der Frauenbewegung (vgl. Lenz 2010; Schmincke 2018; Villa 2008) und der feministischen Sport- und Bewegungskultur (vgl. Bischoff 1993a). Letztere entwickelte sich in den späten 1970er bzw. frühen 1980er Jahren in (West-)Deutschland und gilt als Vorläuferin der heutigen queeren Sportkultur. Trotz mancher Unterschiede, nicht zuletzt in der Zielgruppenpolitik

-
- 3 Dabei handelt es sich um das butlersche »Paradox der Subjektivierung« (Butler 2014: 39), nach welchem »das Subjekt, das sich solchen Normen widersetzt, selbst von solchen Normen befähigt, wenn nicht gar hervorgebracht wird« (ebd.).
 - 4 Mit Ableismus wird sich aus Mangel eines deutschen Begriffs eines Anglizismus bedient. Dieser bezeichnet die Setzung von bestimmten Fähigkeiten und Kompetenzen als normal als Basis für die soziale und kulturelle Diskriminierung derer bezeichnet, die nicht über diese Fähigkeiten verfügen. So wird zum Beispiel festgelegt, dass Menschen ab etwa einem Jahr auf zwei Beinen laufen und alle die dies nicht tun (können) damit behindert seien (Karim/Waldschmidt 2019). Anders als der deutsche Begriff der Behindertenfeindlichkeit kann Ableismus besser beschreiben, dass es nicht unbedingt einer direkten Feindschaft bedarf, sondern das diskriminierende Potential bereits in der unterschiedlichen Bewertung von Befähigungen liegt.

(vgl. Schmechel 2022b), vereint die feministische und queere Sportkultur die Ausrichtung auf ein Empowerment durch Sport. Dieses ist jedoch ebenso von der Spannung zwischen Ermächtigung und Normunterwerfung gekennzeichnet (vgl. Pfister 2000; Bradshaw 2002). Im vorliegenden Beitrag wird beschrieben, wie diese unauflösbare Spannung in der Praxis feministischer und queerer Fitnesstrainings verhandelt wurde und wird und welche Rolle speziell körperliche Befähigung für die Erreichbarkeit eines Empowerment-Erlebens im Sport spielt.

Die feministische Sport- und Bewegungskultur

Der Körper war und ist ein zentraler Aspekt feministischer Kämpfe: gegen physische und sexualisierte Gewalt gegen Frauen, für reproduktive Rechte oder eben in der Kritik vorherrschender Körper- und Schönheitsnormen. Aus diesem Grund ist es naheliegend den Sport als einen gesellschaftlichen Bereich, in dem der Körper unmittelbar zentral ist, auch als Feld feministischer Intervention zu betrachten. Allerdings gab es zunächst in der Frauenbewegung vor allem große Skepsis demgegenüber. So beschreibt Birgit Palzkill (1992: 111):

»Die Möglichkeiten, die der Sport Frauen bieten könnte, sind bis zum Beginn der 80er Jahre von der Frauenbewegung überhaupt nicht gesehen worden und werden m.E. bis heute zu wenig beachtet. Dabei war es doch gerade die neue Frauenbewegung, die die Funktionalisierung des Frauenkörpers zur Körper-Ware und die Vergesellschaftung der Frau über ihren Körper aufdeckte und anprangerte. Dies hätte eine Verbindung zum Sport, als einem Bereich, der den Körper und seine Bewegung zentral thematisiert, nahegelegt. Doch die Definition der Sport- und Bewegungskultur als ›männlich‹ wurde zu bereitwillig aufgegriffen und das Territorium Sport den Männern überlassen.«

Eva Maria Schute spricht sogar von einem »roten Tuch«, dass der Sport für die neue Frauenbewegung aufgrund seiner Charakterisierung durch »Reglementierung, Quantifizierung sowie Leistungs- und Rekordorientierung« gewesen sei (Schute 1996: 136; siehe auch Pfister 2000: 38; Rose 1992). Dennoch gründeten sich in den 1980er Jahren im Rahmen der Neuen bzw. Alternativen Sportkultur (vgl. Pawelke 1995; Moegling 1988) reine FrauenLesben-Sportgruppen und später auch -vereine mit einer klaren feministischen Ausrichtung.

Diese Ausrichtung beinhaltete, wie generell auch die Einbindung in besagte Neue bzw. Alternative Sportkultur, das Anliegen, Sport neu und anders zu definieren und zu gestalten als bisher üblich. Statt »Turnhallenphobie« (Interview Aaron) und »Schulsporttrauma« (Flohr 2003) auszulösen, sollten die hier gestalteten Sporträume als feministische Schutz- und Entfaltungsräume »von Frauen für Frauen« (Schute 1996) dienen. Primäres Ziel war es nicht, Medaillen und Pokale zu erringen, sondern Frauen durch Sport eine Möglichkeit zu eröffnen, sich selbst und den eigenen Körper neu und bestärkend kennenzulernen, mentale und körperliche Grenzen zu erweitern und sich neue Bewegungsformen anzueignen (vgl. u.a. Bischoff/Schmidt 1988). Sport sollte ohne Leistungsdruck und Vergleichsgedanken stattfinden und wurde explizit spielerisch gestaltet, um vor allem Freude und Spaß zu fördern. »Sind im herkömmlichen Sport beispielsweise die Spielregeln eines Fußballspiels oder die Bewegungsnormen beim Geräteturnen das Maß aller Dinge«, [...] so entscheiden in feministischen Sportkursen die Teilnehmerinnen mit ihren Bedürfnissen darüber, wie sie ein jeweiliges Spiel spielen oder ein Gerät benutzen wollen« (Schute 1996: 138). Ebenso schildert Brigitte Gröver, dass eine »respektlose Umgangsweise mit der Turnhalle und den Geräten« dazu führte, dass »[d]ie Unterscheidung und Aufspaltung in Sportliche und Unsportliche [...] hinfällig [wurde]« (Gröver 1993: 40).

Dass es in der Praxis nicht immer so einfach verlief Sport ohne »Sportliche« und »Unsportliche«, ohne gute und schlechte Leistung durchzuführen, zeigen andere Berichte mit Hinweisen zu Auseinandersetzungen um diese Themen (vgl. Roes/Vogt 1993; Windhoff 1993). Zudem zeigte sich, dass die binäre Einteilung in gute und schlechte Aspekte des Sports – Spaß gut, Wettstreit schlecht – nicht so eindeutig ist, wie sie zunächst erscheinen mag.

Ambivalenzen des feministischen Empowerments durch Sport

So stellen Susanne Bischoff und Doris Schmidt (1988: 68) fest:

»Auf der einen Seite stehen wir kritisch einem Sportsystem gegenüber, das die Identität, häufig auch körperliche Gesundheit von Mädchen und Frauen teilweise gravierend zer-/stört, gleichzeitig jedoch – und dies ist Teil der Widersprüche des Systems – für etliche Mädchen und Frauen ansonsten nur schwer zugängliche Möglichkeiten bereitstellt. Auf der anderen Seite freuen wir uns darüber, wenn Frau(en) erneut einen Weltrekord gesteigert hat

(haben), Rechte für Frauen im Spitzensport durchsetzbar werden oder wenn u.a. Tennis der Frauen öfter die Medien füllt. Denn Mädchen und Frauen brauchen Vorbilder ihres Geschlechts, um für sich selbst bisherige Schranken zumindest infrage stellen zu können.«

Hier wird deutlich, dass auch im klassischen Sportsystem ein empowerndes Potential liegt, welches verschenkt würde durch eine Beschränkung feministischer Sport- und Bewegungskultur auf ein Nischendasein – jenseits etablierter konventioneller Sportstrukturen. Vielmehr standen und stehen die Ansprüche neben- und mitunter gegeneinander, einerseits einen Schutzraum zu bieten, in dem ›anders‹ Sport gemacht werden kann und andererseits Sichtbarkeit und Anerkennung sowie Partizipationsmöglichkeiten von Frauen bzw. FLTI*⁵-Personen im konventionellen Sportsystem zu erweitern und dieses dadurch auch zu transformieren.

Dass nicht immer eindeutig ist, was feministisch Sport zu treiben konkret bedeutet, zeigt sich auch am Beispiel der sogenannten »Jazztanz-Problematik« (Scheffel 1997: 173). Scheffel beschreibt, wie in einem feministischen Sport- und Bewegungszentrum von den Mädchen ein Jazztanz-Kurs gewünscht wird. Die Initiatorinnen des Zentrums sehen sich nun vor dem Konflikt, einerseits als expliziten Teil des feministischen Selbstverständnisses die Selbstbestimmung der Mädchen fördern zu wollen und andererseits Jazztanz als sexualisierten Tanzstil mit klaren Kategorien von richtig und falsch, schön und hässlich und basierend auf Werten wie Konformität und klassischen Körpernormen abzulehnen. Doch entsprach es den Wünschen der Mädchen, eben diesen Tanzstil zu erlernen. So standen die Macherinnen vor den Fragen »Wo und wann nehmen wir die Mädchen wirklich ernst? In welcher Hinsicht reproduzieren wir nur traditionelle Frauenbilder und -rollen, welchen Beitrag leisten wir zu ihrer Veränderung? Was sind Bedürfnisse und wie entstehen Bedürfnisse... Fragen über Fragen« (Scheffel 1997: 172). Dies verdeutlicht, dass spätestens in der konkreten Sportpraxis nicht immer zu definieren ist, was ein selbstbestimmtes Bedürfnis und was eine Unterwerfung unter vorgegebene Maßstäbe und Normen, ist. Dieses Dilemma in dem Sascha, der zu Beginn dieses Artikels zitiert wird, steckt, nämlich sich fragen zu müssen, ob er eigentlich wirklich

5 FLTI* steht als gebräuchliche Kurzform für FrauenLesbenTansInter* also für alle Frauen sowie alle trans und nicht-binärgeschlechtlichen sowie intergeschlechtlichen Menschen.

aus sich heraus gern schlanker und drahtiger wäre oder ob sich gesellschaftliche Normen in sein »Gehirn eingefressen haben« oder ob gar beides gleichzeitig der Fall ist – kannten auch vierzig Jahre zuvor bereits die Protagonistinnen der feministischen Sport- und Bewegungskultur.

Im Laufe der Jahrzehnte professionalisierte sich die feministische Sport- und Bewegungskultur zunehmend (BUNT 2019: 6): Aus inoffiziellen Trainingsgruppen wurden offizielle und auch große Sportvereine wurden gegründet sowie mit festen Stellen und ausgebildeten Trainer*innen ausgestattet. Die Zielgruppenpolitik wandelte sich vielfach, wenn auch nicht immer (vgl. Schmechel 2022b), von einem »von Frauen für Frauen« zu einer FLT*/FLTI*, also einer für FrauenLesben, sowie für trans* und inter*geschlechtliche Menschen. Gegenwärtige queere oder queer-feministische⁶ Sportgruppen und -vereine sind strukturell und ideell aus der feministischen Sport- und Bewegungskultur erwachsen. Wie bereits gezeigt, spielt auch in der queeren und queer-feministischen Sportkultur, die Frage, welche »heimlichen Fitness-Körper-Bilder« (Bischoff 1993b: 154) sich auf der »Insel außerhalb der normativen Fitnesswelt« (Seitenwechsel Berlin 2021) »eingeschlichen« (Bischoff 1993b: 154) haben könnten, eine große Rolle.

Für Bischoff (1993b: 154) meint die kritische Frage nach impliziten Reproduktionen hegemonialer Körpernormen im feministischen Sport dabei explizit:

»[...], mehr Wege zu suchen und zu finden, daß LesbianFrauenMädchen mit körperlichen Einschränkungen, Krankheiten, Verletzungen echte Teilnahmemöglichkeiten bekommen, ohne die ›Andere‹, die Außenseiterin, die

6 Begriffe wie ›queer‹, ›feministisch‹ und ›queerfeministisch‹ sind Selbstbeschreibungen in politischen subkulturellen Szenen und als solche im steten Wandel. Sie sind umkämpft und werden nicht einheitlich verwendet (siehe Perko 2005; Ommert 2016). In diesem Beitrag nutze ich feministisch als Bezeichnung für Szenen und Bewegungen, die sich auf Basis eines ›klassischen‹ Zweigeschlechterkonzeptes für die Emanzipation von Frauen einsetzen. Queerfeministisch für solche, die ebenso einen Schwerpunkt auf die gesellschaftliche Benachteiligung auf Basis von Geschlecht legen, zugleich aber über eine Mann/Frau-Binarität hinaus gehen und explizit auch trans* und intergeschlechtliche sowie nicht binärgeschlechtliche Menschen als von Sexismus unterdrückt sehen und einschließen. Als queer werden solche Zusammenhänge bezeichnet, die auch Sexualität als Diskriminierungsfaktor hervorheben und dafür nicht unbedingt die sexistische Diskriminierung von Frauen adressieren, also z. B. LesBiSchwule und LGBTI*-Kontexte. Die Übergänge sind dabei fließend und die verschiedenen Begriffe eher als Tendenzanzeiger denn als klar abgegrenzte Kategorien zu verstehen.

spastisch Gelähmte, die Rollstuhlfahrerin, die mit dem Knie... zu sein (und eher gar nicht erst zu kommen oder allein auf den gemischtgeschlechtlichen Behindertensport angewiesen zu sein).«

In welcher Weise also führt eine, wenngleich latente, Orientierung an hegemonialen Sport-Normen nicht nur zu ihrer Reproduktion, sondern mindestens implizit auch zur Diskriminierung oder gar zum Ausschluss von Menschen mit bestimmten körperlichen Einschränkungen? Im Folgenden möchte ich anhand eines Interviews darstellen, dass die Problematik des impliziten Ableismus in der gegenwärtigen queeren und queer-feministischen Sportkultur weiterhin aktuell ist.

Grenzen des Empowerments durch Sport

»Ja also ich muss ganz ehrlich sagen, dass diese Gruppe mir auch nochma gezeigt hat, wie behindert ich eigentlich bin, weil ich einfach krass an meine Grenzen gekommen bin, an meine körperlichen Grenzen. Das hat mich teilweise traurig gemacht. Und es gab auch gar keinen Raum darüber zu reden, weil das einfach, weil Behinderung und Sport einfach nochma son Thema für sich ist, [...]. Und da bin ich auch an die Grenze gekommen zu sagen, zu fordern das Training soll dann auch leichter gestaltet werden. Is n schwieriges Thema für sich.« (Interview Jannis)

Jannis' sportliche Leistungsfähigkeit ist durch mehrere chronischen Krankheiten eingeschränkt. Das ist optisch nicht erkennbar, Jannis erscheint als ›normal‹, was ihm die Freiheit aber auch Bürde zukommen lässt, regelmäßig zu entscheiden, wie offen er mit seiner chronischen Erkrankung umgehen möchte. Jannis macht das Training in seiner queeren Fitnessgruppe nicht nur Spaß, sondern es macht ihn auch regelmäßig traurig. Auch das Potential, sich geschlechtlicher Zuschreibungen zu entziehen, beziehungsweise diese selbst zu gestalten, wird durch Jannis' gesundheitliche Situation eingeschränkt. So ist die Praxis des Binderns/Brust-Abbindens, die von vielen trans* Männern vor oder ohne Mastektomie genutzt wird, um ihren Busen zu verstecken, nicht anwendbar:

»Ich kann zum Beispiel wegen meinem Asthma halt – was manchmal auch Neid in mir hervorruft – gar nicht meine Brüste abbinden und auch im Alltag gar nicht so sehr, weil ich halt meinen Brustkorb nicht abbinden soll,

weil sich meine Lunge sonst noch weniger ausdehnen kann. Und dann ist das schon manchmal, dass ich neidisch bin, weil ich denke: Wow, die Person kann beim Sport sozusagen sich die ganze als weiblich geltende Brust abbinden, krass.« (Interview Jannis)

Die Möglichkeiten der auch nur temporären und äußerlichen Körpermanipulation sind in Jannis' Fall eingeschränkt, das Repertoire mit der eigenen Geschlechtsperformanz zu experimentieren, ist begrenzt. Während es von anderen Teilnehmenden in den Interviews als besonderes Merkmal ihres queeren Fitnesstrainings herausgestellt wird, dass sie über ihren Körper reden können, auch über ihre Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper (zum Beispiel mit Bezug auf Körperfett oder die eigene geschlechtliche Verortung), so findet Jannis »keinen Raum darüber zu reden« (Interview Jannis, s.o.). Das liegt insbesondere auch in der Sorge um mögliche soziale Konsequenzen:

»[...] also ich hab das Gefühl, dass ich dann oft rausfalle, wenns sozusagen um den Spaß geht. Wenn Leute denken: jetzt is aber mal vorbei mit dieser mit sozusagen der Kritik und jetzt wollen wir Räume haben, wo wir sozusagen das weiterlaufen lassen, wie immer. Das mach ich an anderen Stellen auch, demnach kann ich das verstehen. Das is nur immer Teil der Überlegung von jetzt krass da was zu machen und krass Forderungen zu stellen oder nicht.« (Interview Jannis)

Das Benennen seiner Schwierigkeiten mit der Trainingsgestaltung macht Jannis, so seine Befürchtung, zur Spaßbremse, die auch anderen die Freude am Sport nimmt. Er hat also nicht nur Angst davor »der Andere«, »der Außenseiter« oder »der mit den Krankheiten« zu sein (vgl. Bischoff 1993b: 154, s.o.), sondern darüber hinaus zum Spielverderber zu werden und zusätzlich ausgegrenzt zu werden. Jannis schluckt also seinen Frust und seine Traurigkeit mitunter herunter, um die allgemeine Atmosphäre nicht zu zerstören. Er übernimmt damit Verantwortung für die Gefühle, die seine Einschränkungen bei anderen auslösen (oder auslösen könnten) und betreibt damit »Gefühlsarbeit« (Hochschild 2006) im Dienste einer umfassenden Stimmung, wie sie behinderte Menschen nach Gertraud Kremser und Michelle Proyer (2018) oft leisten müssen, um ihrem sozialen Ausschluss entgegenzuwirken.

Während andere queere Fitness-Sportler*innen kognitiv damit zu kämpfen haben, nicht in die »Falle« (Interview Alex, s.o.) der Orientierung am Ideal-Körper zu tappen, der dabei aber stets als erreichbar erscheint, führen Behin-

derungen und/oder chronische Erkrankungen mitunter zu anderen Kämpfen und (Un-)Möglichkeiten:

»Und es kann halt sein, dass ich in zwei Jahren so starke rheumatische Beschwerden habe, wie meine Schwester in dem Alter und ja, die konnte halt keine Sachen mehr greifen. Das macht mir natürlich auch Angst [...] und ja jetzt mit dem Wissen, dass mit dem Nierenproblem und mit dem Rheuma sich das wahrscheinlich verstärken wird bei mir, ist das natürlich auch kein cooles Gefühl und demotiviert mich manchmal weiterzumachen.« (Interview Jannis)

Und während die Partizipation an einer queeren Fitnessgruppe anderen Teilnehmenden dabei hilft, gesellschaftliche Zuschreibungen des Geschlechts oder auch solche in Bezug auf Körperfett von sich zu weisen, sich von diesen zu ›befreien‹, drängt sich die soziale Kategorie behindert⁷ für Jannis stattdessen besonders auf. Ein Empowerment durch Sport ist für Jannis hier nur sehr bedingt zu erleben.

Fazit

Sowohl die Frauenbewegung der 1980er und ihre Sportkultur als auch die aktuelle queere und queer-feministische Sub- inklusive Sportkultur zeichnen sich durch eine hohe Wertstellung von Unabhängigkeit und Autonomie aus (vgl. Villa 2017). Sie neigen dabei dazu, eine allzu polare Binarität von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit vs. Normunterwerfung und Unterdrückung zugrunde zu legen, die so der Komplexität sozialer Wirklichkeit nicht gerecht wird. Da wir als genuin soziale Wesen niemals unabhängig von der Meinung

7 Der Begriff der Behinderung ist sowohl im alltäglichen wie wissenschaftlichen Diskurs äußerst unpräzise. Sarah Karim und Anne Waldschmidt verweisen darauf, dass stets in einem kulturellen, sozialen und politischen Kontext definiert wird, was als Behinderung gewertet wird und was nicht. Diskriminierung beginnt demnach nicht erst dort, wo eine mehr oder weniger offene Behindertenfeindlichkeit stattfindet, sondern bereits im Prozess der Setzung bestimmter Kompetenzen als ›normal‹ und positiv beziehungsweise ›behindert‹ und problematisch (Karim/Waldschmidt 2019). Hier muss konkret unterschieden werden zwischen Jannis' Erkrankungen, den Auswirkungen, die diese mit sich bringen und seiner Selbst-Kategorisierung als ›behindert‹, die für ihn – nicht aber unbedingt für die anderen Teilnehmenden – in diesem bestimmten multifaktoriellen Setting daraus erwächst.

und dem Umgang anderer über und mit uns sein können (vgl. Butler 2014; 2013), erscheint das Ziel oder Ideal, sich frei zu machen von gesellschaftlichen Zuschreibungen und Normen unerreichbar (vgl. Schmechel 2017; 2019). Empfehlenswerter wäre es daher zu fragen, wie die Freiheitsgrade in der notwendigen Normunterwerfung vergrößert werden können.

Ferner wäre es wichtig in den Blick zu nehmen, wer durch immanente Orientierungen und Normen auch in alternativen Szenen und Bewegungen ›auf der Strecke‹ bleibt. So wurde deutlich, dass das Potential eines Empowerments durch Sport, also einer positiven Transformation des eigenen Körpergefühls, wie es das primäre Ziel feministischer wie queerer und queer-feministischer Sportkultur ist, nicht zuletzt anhand körperlicher Unterschiede ungleich verteilt ist. Dieses Problem erkannten schon Protagonistinnen der feministischen Sportkultur der 1980er Jahre. Doch scheint es bis heute keine Lösung dafür zu geben. Die queere Sportkultur, die in der hier zugrunde liegenden Studie untersucht wurde, ist daher keine »Insel außerhalb der normativen Fitnesswelt« (Seitenwechsel Berlin 2021), sondern schwimmt mitten im Meer der normativen Sportkultur. Sie leistet aber hierin durchaus einen Beitrag zu deren Pluralisierung und Diversität. Um diesen noch zu vergrößern, sind hoffentlich auch (selbst-)kritische Analysen wie die hier vorliegende hilfreich.

Literatur

- Bischoff, Susanne (Hg.) (1993a), ...Auf Bäume klettern ist politisch. Texte aus der Feministischen Bewegungs- und Sportkultur, Hamburg: Frühlings Erwachen.
- Bischoff, Susanne (1993b): »Mit meiner Lust der Partnerin begegnen. Feministische Bewegungskultur und die ›Macht der Erotik‹«, in: Susanne Bischoff (Hg.), ...Auf Bäume klettern ist politisch. Texte aus der feministischen Bewegungs- und Sportkultur, Hamburg: Frühlings Erwachen, S. 152–164.
- Bischoff, Susanne (2003): »Nicht nur auf Bäume klettern ist politisch – ein rückblickender Geburtstagsgruß«, in: Seitenwechsel e.V. Berlin (Hg.), 15 Jahre Seitenwechsel e.V. Jubiläumsbroschüre, [online] <https://www.seitenwechsel-berlin.de/archiv/nicht-nur-auf-baeume/> [abgerufen am 26.11.2021].
- Bischoff, Susanne/Schmidt, Doris (1988): »Von der patriarchalen Last zur feministischen Lust. Selbstverständnis, Ziele, Inhalte und Wege von Frauensportpraxis und -theorie«, in: Mechtild Buschmann/Ellen Becker (Hg.),

- Frauen in Bewegung. Der feministische Blick auf Sporttheorie, Sportpraxis und Sportpolitik; Dokumentation des ersten feministischen Seminars in Bielefeld, 1987, Ahrensburg bei Hamburg: Feldhaus-Verlag/ Edition Czwalina, S. 58–73.
- Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bradshaw, Alison (2002): »Empowerment and Sport Feminism. A Critical Analysis«, in: International Sports Studies 24(1), S. 5–31.
- BUNT – BundesNetzwerkTagung der queeren Sportvereine (2019): Dokumentation der ersten BundesNetzwerkTagung der queeren Sportvereine 2018. Seitenwechsel – Sportverein für FrauenLesbenTrans*Inter* und Mädchen e.V. Berlin (Hg.). [online] <https://www.vorspiel-berlin.de/bunt> [abgerufen am 22.03.2022]
- Butler, Judith (2013): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2014): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Degele, Nina (2004): Sich schön machen. Zur Soziologie von Geschlecht und Schönheitshandeln, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Dolezal, Luna (2016): »Body Shame and Female Experience«, in: Hilge Landweer/Isabella Marcinski (Hg.), Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes, Bielefeld: transcript, S. 45–68.
- Fanon, Frantz (2016): Schwarze Haut, weiße Masken, Wien, Berlin: Verlag Turia + Kant.
- Flohr, Sabine (2003): »Das Schulsporttrauma. Ein radikalsubjektiver Essay zur weiblichen Bewegungsbiographie«, in: Seitenwechsel e.V. Berlin (Hg.), 15 Jahre Seitenwechsel e.V., Jubiläumsbroschüre.
- Foucault, Michel (2012): Sexualität und Wahrheit 2. Der Gebrauch der Lüste, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodley, Dan (2011): »Social psychoanalytic disability studies«, in: Disability & Society 26 (6), S. 715–728.
- Hochschild, Arlie Russell (2006): Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt am Main u.a.: Campus-Verlag.
- Jagose, Annamaria (2001): Queer Theory. Eine Einführung, Berlin: Querverlag.
- Karim, Sarah/Waldschmidt, Anne (2019): »Ungeahnte Fähigkeiten? Behinderte Menschen zwischen Zuschreibung von Unfähigkeit und Doing Ability«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 44(3), S. 269–288.

- Kremsner, Gertraud/Proyer, Michelle (2018): »Die Bedeutung von Emotion für die Konstruktion von Behinderung«, in: Matthias Huber (Hg.), *Bildung und Emotion*, Wiesbaden: Springer VS, S. 431–446.
- Lenz, Ilse (2010): *Die neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied; ausgewählte Quellen*, Wiesbaden: Springer VS.
- Lorde, Audre (2019): »Eye to Eye: Black Women, Hatred, and Anger«, in: Audre Lorde (Hg.), *Sister outsider*, London: Penguin Books, S. 141–172.
- Meuser, Michael (2014): »Körperarbeit – Fitness, Gesundheit, Schönheit« in: Alfred Bellebaum/Robert Hettlage (Hg.), *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*, Wiesbaden: Springer VS, S. 65–81.
- Moegling, Klaus (1988): *Alternative Bewegungskultur. Vom Leistungssport zur Ökologie des Leibes*, Frankfurt am Main: Fischer.
- Ommert, Alek (Alexandra) (2016): *Ladyfest-Aktivismus. Queer-feministische Kämpfe um Freiräume und Kategorien*, Bielefeld: transcript.
- Palzkill, Birgit (1992): »Lesbische Frauen im Sport«, in: Sabine Kröner/Gertrud Pfister (Hg.), *Frauen-Räume. Körper und Identität im Sport*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag, S. 97–113.
- Pawelke, Rainer (1995): *Neue Sportkultur. Neue Wege in Sport, Spiel, Tanz und Theater: Von der alternativen Bewegungskultur zur neuen Sportkultur: Ein Handbuch: Bericht über den 2. Internationalen Sportkultur-Kongress 1993*, Lichtenau: Edition Traumfabrik/AOL-Verlag.
- Perko, Gudrun (2005): *Queer-Theorien. Ethische, politische und logische Dimensionen plural-queeren Denkens*, Köln: PapyRossa-Verlag.
- Pfister, Gertrud (2000): »»Empowerment« im und durch Sport? Zum Selbstkonzept von Leistungssportlerinnen«, in: Beate Blanke (Hg.), *Identität und Geschlecht. 6. Tagung der DVS-Kommission »Frauenforschung in der Sportwissenschaft« vom 18. – 20.09.1998 in Hamburg*, Hamburg: Feldhaus-Verlag/Edition Czwilina, S. 29–66.
- Roes, Martina/Vogt, Sabine (1993): »Lesbisch volleyballspielen!? Coming Out im Sport«, in: Susanne Bischoff (Hg.): *...Auf Bäume klettern ist politisch. Texte aus der feministischen Bewegungs- und Sportkultur*, Hamburg: Frühlings Erwachen, S. 185–191.
- Rose, Lotte (1992): »Körper ohne Raum. Zur Vernachlässigung weiblicher Bewegungs- und Sportwelten in der feministischen Körper-Debatte«, in: *Feministische Studien* (1), S. 113–120.
- Scheffel, Heidi (1997): »Nebeneinander – Füreinander – Gegeneinander -Miteinander? Oder: Wie wird die ›Sicht von unten‹ konkret umgesetzt?«, in:

- Sabine Kröner/Gertrud Pfister (Hg.), *Frauen-Räume. Körper und Identität im Sport*, Pfaffenweiler: Centaurus-Verlag, S. 170–176.
- Schmechel, Corinna (2017): »Riots not Diets? Normenreproduktion und Eigen-normen von Empowermentstrategien«, in: Darla Diamond/Petra Pflaster/Lea Schmid (Hg.), *Lookismus. Normierte Körper: diskriminierende Mechanismen: (Self-)empowerment*, Münster: Unrast-Verlag, S. 75–79.
- Schmechel, Corinna (2019): »Potentiale und Grenzen antilookistischer Mädchen*arbeit am Beispiel der »Not Heidis Girl«-Kampagne in Pinkstinks«, in: *Betrifft Mädchen* 3(2), S. 71–76.
- Schmechel, Corinna (2022a): *Auspornen und Empowern? Eine Ethnografie queerer Fitnesskultur*, Bielefeld: transcript.
- Schmechel, Corinna (2022b): »Ein- und Ausschlüsse in der (queer)feministischen Sportkultur«, in: Gabriele Sobiech/Elke Gramespacher (Hg.), *Wir und die Anderen. Differenzkonstruktionen in Sport und Schulsport* (Schriften der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft, Band 295), Hamburg: Feldhaus, Edition Czwilina, S. 108–116.
- Schmincke, Imke (2018): »Subjektivierung und (Körper-)Politik – Zur Bildung des kollektiven Subjekts Frauenbewegung«, in: Thomas Alkemeyer/Ulrich Bröckling/Tobias Peter (Hg.), *Jenseits der Person. Zur Subjektivierung von Kollektiven*, Bielefeld: transcript, S. 133–149.
- Schute, Eva Maria (1996): »Von Frauen für Frauen. Die alternative Frauen-Sport-Bewegungs-Kultur«, in: Gertrud Pfister (Hg.), *Fit und gesund mit Sport. Frauen in Bewegung*, Berlin: Orlanda-Frauenverlag, S. 134–144.
- Villa, Paula-Irene (2008): »Habe den Mut, dich deines Körpers zu bedienen! Thesen zur Körperarbeit in der Gegenwart zwischen Selbstermächtigung und Selbstunterwerfung«, in: Paula-Irene Villa (Hg.), *schön normal. Manipulationen am Körper als Technologien des Selbst*, Bielefeld: transcript, S. 245–269.
- Villa, Paula-Irene (2017): »Autonomie und Verwundbarkeit. Das Social Flesh der Gegenwart«, in: Ilse Lenz/Sabine Evertz/Saida Ressel (Hg.), *Geschlecht im flexibilisierten Kapitalismus? Neue Ungleichheiten*, Wiesbaden: Springer VS, S. 65–85.
- Windhoff, Eva (1993): »Über Grenzen hinausgehen. Fragen an Lesben zum Thema Leistung in der feministischen Bewegungskultur«, in: Susanne Bischoff (Hg.), *...Auf Bäume klettern ist politisch. Texte aus der feministischen Bewegungs- und Sportkultur*, Hamburg: Frühlings Erwachen, S. 192–198.

- Young, Iris Marion (1993): »Werfen wie ein Mädchen. Eine Phänomenologie weiblichen Körperverhaltens, weiblicher Motilität und Räumlichkeit«, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 41(4), S. 707–725.
- Young, Lola (2000): »How Do We Look? Unfixing the Singular Black (Female) Subject«, in: Paul Gilroy et al. (Hg.), Without guarantees. In honour of Stuart Hall, London: Verso, S. 416–430.

